

Bürgermeisterwahl

Vor Zeiten war einmal der wohlweisse Rat von Schöneck zur Bürgermeistereiwahl beisammen. Die Ratsherren waren übereingekommen, daß derjenige von ihnen, welcher einen Einfall hätte, auch Bürgermeister werden sollte. Einige Minuten lang saßen sie schon beisammen, und keiner hatte einen Einfall, denn da der neue Bürgermeister zum Wahlschmause herkömmlich einen Ochsen schlachten lassen mußte, so ließ jeder dem anderen gern den Vortritt, und alle hielten den Atem an sich, so daß es ihnen schwarzgelb vor den Augen wurde. Inzwischen fingen die Stadtverordneten an, mit Rebellion zu drohen. Den Ratsherren ward schweiß zumute, doch jeder dachte an seinen Ochsen und schwieg. In dieser Not ging der Senator Frig, der Dickste, Frömmste von ihnen, an das offene Fenster um Luft zu schöpfen, denn gerade ihm, der so gesprächig, fiel das Schweigen am schwersten. Das mußten die anderen und ruckten ihm deshalb an das Fenster nach, Frig fand aber eine ganze Stunde lang stumm am Fenster und sah einer Herde Ferkel zu, welche vor dem Rathaus in der heißen Sonne in der Pfütze spielte. Frig gefiel das Schauspiel so, daß er endlich, sich vergebend, in die Worte ausbrach: Sind wir doch passierlich, so lange wir jung sind! Was hoch! unser neuer Bürgermeister Frig! rief da, vom heiligen Geiste erleuchtet, die Versammlung, schrie schon der Ratsdiener zur Tür hinaus, jubelten die herbeilebenden Bürger, kreischten die Weiber und Kinder, quiekten die erschrocken vor der Unwohl davonflüchtenden Ferkel. Und nur Frig sagte gerührt: So nehmt denn in Gottes Namen Euren Ochsen hin!

(Aus: „Sächsischen Lachen“, von R. A. Findeisen, Verlag Max Koch in Leipzig.)

Vom Orgelbauer Barth

Vom alten Orgelbauer Barth in Mauen im Vogtland und seinem Mutterweh erzählt man allerhand lustliche Geschichten. Einmal sah er mit einem dummen Schwäher, der über seine schwere Junge spöttelte, im Wirtshaus zusammen. „s ist doch dumm“, sagte der Schwäher, „daß die Gaden so unaleich verteilt sind und nie alles beisammen ist! Sie können so gute Wiße machen, aber mit dem Maule kommen Sie doch gar nicht vom Fleck!“ — „Da ham Se recht“, beschied ihn Barth, „seune Se (sehen Sie), wenn Sie meinen Kapp hätten im ich Ihr Maul, da möt' mit einmal was allen beiden geholfen!“

In einem vornehmen Hause stimmt er den Flügel. Der in Grund und Boden reichliche Hausmops, dem niemand ein böses Wort sagen darf, ist mit im Zimmer und begleitet nach Hundert das Geschimpf mit Geheul. Da wendet sich Barth an die Hausfrau mit der Bitte, sie möge doch so gut sein und einmal mit zugreifen, um den Flügel ins Nachbargzimmer zu schaffen. „Rein“, jagte diese, „was denn das? Der Flügel hat immer hier gelanden und bleibt hier stehen, können Sie nur weiter!“ — „Ja“, sagt Barth, bedenklich die Achsel zuckend, „d—d—das



Vogtländische Bäuerin

A. Hofmann

geht nicht! Wenn ich da himme fl—f—finne, das fider den Hund gar so sehr!“

Ein paar Schanreen in vogtländlicher Mundart

De sugtländische Bauer is e fleißiger Ma. Und do wärd nu derzieht, ne Maniog frieh riefet 'r naf zen Überbudn, wu de Baum schloßn: Wolt 'r runger, ihr Baum! Ißbermorg is Mietewach, noochert hammer noch zwaa Tog bis zen Sunnoomb, un fl — do schiebt 'r en scharfn Pfeiffert ei — wagg is de Wuch! —

Eane alte Dam sah emol an dr Strooß e klaans Madl stieh, desde gammerlich hein tat. „Was seht denn dir, armes Kinne?“ „Fahln driem tutt mir niefcht; ober den Büden lebet dr Strooß driem do sell 'h e Brut hülh, un do hot de Mutter gefogt: dohde mer sei erscht de Wüang verbeiläßel un nu kunn kaane.“ Des wor nu gewieh spooßhaft. Ober die alte Dam lochet epper net; die tat 'ch afne Kinnerseel vertrieb, un do nahmse das schlüchzende Dingele de 'r Hand un sogel freindlich ferich: Komm mei Kädel, wir gehn miteinander nider; wenn keine Wagen kommen, ist es grad so, als wären sie schon vorbei, gell? —

E Bauer list miet fern oler Baum ben Mittagessen. Do sagt der grächte von den: Votter, ihr hobt gu e Hoor an Kiehl (Küffel)! Do fährt'n der zwante aa: Dummer Gung, wärichte ben Votter senner Fraiß (Fresse) Kiehl spooß! Votter, maant nu der dritte, des wenn 'r eich gefalla loßt, do sidd'r ober dimmer als wie dr grächte läss ungn in Stall! Do wärd nu ober dar Bauer vorfichtig un nimmt de Peißsch. Nu reißn de Baum aus, un de klaanste aa miet. Nu kloaner, riefet ne dar Votter erooch, worim reiß'n du aa miet aus? Du host dach gor niefcht gefogt. Des schon (das schon), riefet dar zerich, ober Votter, war eich Schindlader nüt traus künnt! Des Geschicht is ait, des hammse mit schä 1880 derzieht.

Die Vogtländer, so lich gefogt, sei wißge Leit. Des ergeem aa ihre Sprichwörter. A paar müng doherte Plag sin. Bheit d'ch Gott un dr Weinscheller! — Der Hunger treibt de besten Bratwärscht net. — Von em Daamloch!) haapt's: Dor kennt walter kein Vogl als wie de Sau; ober von em, dorde aus niefchtin) was ze machn moß; Des is aaner, dar schindt de Laus un gardi 's Fass! — Wos dr aone net sieht, sieht dr anure — aa net. — Vagelsteh hat se miefcht wie de Sau ne Bettlmaa. — Schie is des Madl grad net, ober zen Krautpop!) taagt se immer noch.

Dr vogtländische Bauer is e fleißiger Ma. Und do wärd nu derzieht, ne Maniog frieh riefet 'r naf zen Überbudn, wu de Baum schloßn: Wolt 'r runger, ihr Baum! Ißbermorg is Mietewach, noochert hammer noch zwaa Tog bis zen Sunnoomb, un fl — do schiebt 'r en scharfn Pfeiffert ei — wagg is de Wuch! —

*) Dummlapp; *) nichts; *) Fell; *) Krautseuche.

Der Kreuzschnabel / Von Julius Mosen

Es war beim Vogelsteller wohl oft in krammer Ruh' die ganze Nacht im Walde und tat kein Auge zu.

Er wußt von jedem Vogel ein Nidchen wunderhold. In der besüßten Stube zwack helles Nidchengold.

Doch der am grünen Fenster, der Vogel purpurrot mit seinem Kreuzeschnabel, der halt von aller Art.

Wer sich im Wald beschädigt, dem lang er zu die Mund', und selbst den Fieberkranken mochte sein Lied gesund.

Hab' ich ein bitteres Sehnen, so einen kühlen Traum, des Vogels Lied zu hören, das sonst ich oft vernahm.

Könnl' ich ihn fingen hören in meiner Seele Schmerz, das würde sicher kühlen mein blühend wunderes Derg.

(Aus: „Von Farn und Helmweh“, ein Julius Mosen-Buch von R. A. Findeisen, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.)

Die Deutsche Blatte



Aus dem grünen Vogtland Das Gesicht des Landes und die Art der Menschen * Weigenland und Wunschland der Frauen * Julius Mosens Heimwehland, *

Das grüne Vogtland / Von Kurt Arnold Findeisen

Dort, wo sich die ragendsten der deutschen Mittelgebirge einander zuneigen, das Erzgebirge von Sonnenaufgang, der Thüringerwald mit dem Frankenswald und das Fichtelgebirge von Mittag und Sonnenaniedergang her, haben seit Jahrhunderten Kriegshorden und friedlich wallende Völker, karrrende Räder und Wandersüße zwischen Thüringen, Sachsen, Böhmen, Bayern herüber- und hinübergewechselt. So ist dieses Gebiet ein Durchgangsgelände und für die weiland kaiserlichen Herren Deutschlands von jeher ein wichtiges Stück Besitz gewesen. Darum haben hier seit dem 11. Jahrhundert kaiserliche Vögte gesessen und mit strenger und streibbarer Hand regiert. Das Vogtland heißt aus diesem Grunde das Land noch heute. Freilich, die Vögte von Weida und Plauen sind nicht mehr die Hüter des Rechts in diesem deutschen Winkel. Die Grafen von Reuß, die Burggrafen von Nürnberg, die Kösige von Böhmen, die Markgrafen von Meißen haben sich im Lauf der Jahrhunderte hineingesetzt. Ein preussisches, bayerisches, böhmisches, sächsisches Vogtland kann man heute unterscheiden. Wer, wie die Staatsgrenzen auch laufen: die Landschaft, die sich hier aufbaut, und der Menschenschlag, der hier geboren wird und stirbt, ist nicht preussisch, bayerisch, böhmisch, sondern eben gut vogtländisch. Und von der vogtländischen Landschaft und ihren Leuten will ich erzählen.

Nicht wolkenhohe Berge türmen sich auf im Quellgebiet der Enns und der weißen Elster, nicht Ebenen, stundenweit zwischen zögernden Strömen gebettet, dehnen sich von Himmelsrand zu Himmelsrand, sondern zahllose Hügel kauern beisammen, so dicht,

daß man an die Maulwurfsbägel einer Wiese denken kann. Auf ihren Grünhügelkuppen steht hoch und jugendlich der Fichtenwald, von Lärchen-, Kiefern- und Tannenbestand unterbrochen. In den Tälern, die sich klippemoll und tiefgefurcht zwischen ihnen verbergen, schäumt ein eiliges Wasser unter Erlen und Weiden hin, ein Gerinnsel, das Sarrakraut und Moos mit Diamanten überflutet und sich in hundert kleinsten Schellen überstürzt, ein Bach, der Forellen beherberget und schlaumgraue Mulden mit selten köstlichen, matschmürrigen Perlen, ein Fluß, der über Schützen und Wehre krant und in Wehl- und Schneidemühlen tropfende Räder treibt. Denn Wassermühlen gibt es im alten Gau der Vögte so viel wie anderswo Rieden, Kapellen, Wirtschaften; fast in jedem Tälchen hocht eine an einem feuchten Graben unter Fliedersträuchern und Holundergebüsch. Und Fichten gibt es im Vogtland so viel wie in der Heide Kiefern, im Schwarzwald Tannen, am Rheinstrom Weizen und Dill. Das grüne Vogtland nennen es ja die Leute; halbe, ganze Tagereisen lang raucht nichts als Welle, Wald und Wind. Stundenlang ziehen sich Wiesen an Hängen und Wern hin, Wiesen, die im spät anbrechenden Frühling von Butterblumen gelb und im Sommer von Sauereisener rot sind, auf denen im hellblauen Herbst, wenn die gestochten Röhre weidend säfren, die Zeitlosen wie violette Feuerchen glühen, über die im frühkommenden Winter das hungrige Hochwild wechelt und der Kreuzschnabel kuckst, der geliebte kleine Sonderling, der in der Christnacht sein Nest baut und im Schneegestöber die Jungen ausbrütet.



Helmsgrüner Kapelle im Vogtland

A. Hofmann

Vogtland und Vogtländer gestern und heute

Von Kurt Arnold Findeisen

Zwischen Wiese und Dorf ward das Vogtland in Selber aufgeteilt, die sich in schollenbraunen, sauregrünen, ährengehenden, koppelgrünen Wiesen einander gegenüber. In ein paar Kartoffelfreien freut sich jeder Hüster im Dorf, jeder Bahnwäcker am Schlenkfrang. Roggen, Hafer, Kruz, Rüben und Rlee betreten dazu die Bauern, die mit eignen Schuppen pflügen. Gerste und Weizen bauchen sich dazu über der mühernden Scholle der Rittergüter.

So schmückt sich mit all den gefunden Leibfarben der Mutter Erde dieses Stück deutsche Heimat. Dazu ward ein Netz schimmernder Wege über seine Hügelanatur gespannt. Reispfade an Heckenrosen hin, in denen Kellen und Korkbüchsen sitzen, Wiesen- und Waldstraßen, von Ebenen umsäumt, alberühmte Chaussees, auf denen die Weltgeschichte dahergekommen.

Blühende Schönen schweifen durch die Täler und über die Höhen, über den Gölzsch- und den Eisberggrund von weltbekannten, tollkühnen Steinbrüchen getragen; unglückliche Fremde führen sie zwischen Nord und Süd hin und her, leiten sie an die heilkräftigen Brunn von Bad Eiser und nach Brambach am Kapellenberg, wo eine der stärksten Radiumquellen der Erde sprudelt.

In den Wäldern, die teils forstliche, teils germanische Gründungen sind, reihen sich die sauberen Bauerngüter meist um einen linsengrünen Teich, um den Herrenhof und die schiefergedeckte Kirche, die oft noch inmitten des Gottesackers steht und im Innern wohl gar einen kostbaren geschlitzten Altar birgt. Die niedrigen Häuschen gucken friedlich wehgefühlt aus Wäldern, Rosen und Geranien. Balkenbogen, nicht selten schlicht verziert, tragen das einzige Obergeschoß. Hölzerne Kämme mit Hänsling, Jellig, und Stiegisch darin, dem heimatischen „Waldgejang“, hängen über der halbgelassenen Tür. Ein großer Birnbaum breitet schützende Äste über die Schindeldächer von Laubenschlag, Stall und Scheune. In geschlechtergehaltiger Eigenart schließen sich die kindlichen Bauten zu einem gemütvollen Ganzen zusammen. Aber da und dort steht schon in langgestreckten Rohsteingebäuden an einer verdriechlich raselnden Stimmmaschine die neue Zeit, die allgewaltig zwischen den qualmenden Schornsteinen der Städte regiert. Hier harren in andloser Flucht die Feiler der Fabriken, der Spinnereien, Färbereien, Bleichanstalten, all der zahlreichen Werkstätten der berühmten Waren, der Spitzen, Schleier, Gardinen, der Kleiderstoffe, Tücher, Teppiche, die das Vogtland in alle Welt entsendet. Mit Plauerer Spitzen schmückt sich heute wie ehedem die englische Näh wie die reiche Plantagenbesitzerin in Pretoria. Gardinen aus Oelsitz, Auerbach, Falkenstein zieren die Mietwohnungen der heimischen Industrieviertel wie den Palast des Petrolenkhönigs im Dollartland. Tücher aus Treuen, Reichendorf, Eisberg liegen zur Schau in den Boutiquen des Orientals wie in den Warenhäusern von Rio de Janeiro und Mexiko. Und nicht weniger begehrt und gelobt sind die Dinge, die von Markneubühlern und Klingenthal über die fünf Erdteile wandern: Weizen, Weisse, Jähren, Güoren, Mandolinen, Trompeten, Sackpfeifen, Klären, Marineiken, Harmonikas, Trommeln, Pauken und Spieluhren. An ihnen freut sich, trotz aller Völkerverhöhnung, Europa ebenso wie Wien.

Heimindustrie bringt in der Hauptsache diese Instrumente hervor, und unter den Menschen, die sie in Arbeitstellung mit hundertertel geschickten Handariffen entstehen lassen, mag vereinzelt auch der wichtige Vogtländer noch zu finden sein, der Vogtländer vom alten Schlag, der am besten zwischen Wald und Wäldern, in der Friedsamkeit der an den Hang gelehnten Hüfte gedeiht, der, verwurzelt mit seiner Ahnenerde, noch heute am Herzen der Natur ein stilles, beharrliches, anspruchsloses Leben lebt. In den Fabriksbezirken, vor allen der großen Städte, ist er ausgestorben.

Der unerschöpfliche Vogtländer ist am schwersten an seiner rauhen,

wenig Kleganen, dem Fränkischen verwandten uralten Sprache zu erkennen.

Die Vogtländer haben außer ihrer Mundart und ihrer im Verschwinden begriffenen Tracht noch ein paar andere auffallende Merkmale. Sie sind Fremden gegenüber wortkarg, misstrauisch, grob, ja sogar ein wenig hinterhältig und lassen um alles in der Welt nichts von dem weichen Herzen hören, das sie in sich tragen. Untereinander sind sie gastfreundlich, hilfsbereit, mittelbar, oft aber auch recht haberdächtig, haarsüchtig, immer zu Scherz und Witz geneigt. Und gerade das Wig- und Spitzfindige ihres Wesens, das sich häufig in derbem Spotte äußert, macht sie manchmal unbeliebt. Daß sie über einen hellen, leidenschaftlichen Geist verfügen, bezeugen treffliche Dichter wie Julius Moser aus Marienberg bei Oelsitz. Dem Gau der Vogte entstammen aber auch große Musiker, Erfinder und Gelehrte, so der Komponist der ersten deutschen Oper Heinrich Schütz aus Köstritz, der Chemiker Johann Wolfgang Döbereiner aus der Gegend von Hof, der Feuerzunderhersteller und „vogtlandische Prometheus“, und der Volkskorythe Friedrich Völkner aus Schleiz, der zum erstenmal in Europa Porzellan machte, und Georg Samuel Doerfel aus Plauen, der vor dem Engländer Newton den Wunderweg eines Kometen genau erkannte und nach dem darnach ein Berg im Monde benannt worden ist.

Eine Sonderheit jedoch hebt die Vogtländer über manche ihrer deutschen Stammesbrüder weit hinaus. Das ist ihre rührende Heimatliebe. Gewiß ist das Heimweh eine allgemein germanische Eigenschaft. Gewiß hatten alle deutschen Völker treu zur Scholle ihrer Väter. Wie aber die Söhne und Töchter der Eiser- und Saatalandschaften an ihrem grünen Erdemügel hängen, das ist fast ungleichbar, das erinnert an das bedingungslose Heimatgefühl der Schweizer und Tiroler. Nicht zufällig ist Julius Moser der Dichter des deutschen Heimwehs geworden:

„Mit meinen Landsleuten habe ich immer die Ahnunglichkeit an die heimliche Erde des Vogtlandes gemeinsam gehabt. Wie es Menschen gibt, von welchen man, hat man sie einmal sie gewonnen, nie wieder lassen kann, so geht es uns auch mit Ortschaften und Gegenden. Es sind gewöhnlich solche, in welchen sich eine gewisse Gemütsstimmung ausdrückt. Zu diesen gehört das vogtlandische Hügelland an der Wäldung des schiffischen Erzgebirges mit seinen Waldbeinsamkeiten, in welche gar schmale Wiesentäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinanderliegenden kleinen verirrten Häusern sich hineinziehen und stundenweit den Blick nach sich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden Tannen, dort, wo die Berge terrassenartig in dunkler Bläue einportelgen, irgendein Geheimnis verborgen sein, das uns an sich lockt und sich uns gern enthüllen möchte. Und wie klar und hell eilen aus dem dunklen Grunde die plätschernden Bäche herunter, immer mit sich sprechend wie Kinder, welche etwas in einem fremden Hause bestellen sollen und den Auftrag unterwegs sich so oft laut vorlesen, um ihn nicht zu vergessen, bis sie ihn wirklich vergessen haben und zwacklos weinend am Wege stehen.“

Ist, wie die Blume, nicht auch der Mensch ein Gewächs der Heimat? Die Wurzel die eine mit materiellen Wurzeln in dem Boden und lebt durch ihn und mit ihm, so hängt der andre mit geistigen Wurzeln nur um so inniger mit ihm zusammen. — Was ihr mir auch bieten mögt, ich werde doch nie die ferneren Berge und Täler, nie die Fichtenbüume, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie vergessen die Nachbarn meines Vaters und ihre Kinder, meine Spielgenossen!



Vogtländischer Bauer beim Mähen

A. Hofmann

Ein vogtländischer Freischütz

Ergählt von Julius Moser

Mein Großvater väterlicher Seite war Schullehrer in Amoltsgrün. So lange ich mich seiner erinnere, war er ein rüstiger alter Mann mit spärlichem, weißem Haar, welches sich unter einer Pelznäpfe hervorstahl, angetan mit einem grauen, altmodisch bequemen Leberrock, kurzen, schwarztauchenen Beinledern und herben, rindledernen Jagdstiefeln. Wenn er ausging, hing gewöhnlich die Jagdflinte von der Schulter — denn er war ein Jäger mit Leidenschaft — und die Jagdtasche an seiner Seite. Da zu seiner Zeit die Dorfjugend nach ihre Schulferien von Ostern bis Michaelis — ich fürchte manchmal noch länger — zugemessen erhielt, so hatte mein Großvater Zeit genug, in den vogtländischen Wäldungen mit seinen Freunden, den Förstern und Jägern weit und breit, oder auch nach Gelegenheit ohne sie herumzuschweifen. Ob er alle Hasen und Rehe, welche seine Flinte erreichte, an die Revierherren abgeliefert hat, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß man bei ihm oft Hammetbraten aß, der fast wie Wildbret schmeckte, und daß er sehr böse auf seine Magd wurde, als einst hinter seiner Wohnung der unvorsichtige Wind Federn von einem Auerhahn herumjagte, welchen der Gutsherr nur für einen adeligen Vogel angesehen wissen wollte. Vor allem ist es gewiß, daß ihm wegen seiner bewaffneten Waldgängerlei niemand in seinem Leben einen Bedruch bei den Gerichten erregt hat. Wer hätte es auch wagen sollen? Denn er hand allgemein im Berede, daß er alle guten und bösen Jagdkunststücker und leider mehr wußte, als einem guten Christen gezieme. Daß er sich mit der sogenannten geheimen Wissenschaft abgab, ist wohl gewiß.

Er besaß selbst in diesem Jahre eine kleine Bibliothek, welche größtenteils aus alten Handschriften bestand und in einem schwarzen Bücherstank in seiner oberen Stube wohl verschlossen gehalten wurde. Er sah in die Natur für ein Wandermuseum anzusehen und selbst jeden Stein, jedes Metall, jede Pflanze von ihm mit Sympathien und Antipathien besetzt zu haben.

Da ich als Knabe einst mit ihm im Walde war und ihn fragte, ob er wirklich mit den Vögeln sprechen könne, fragte er mich mit seltsamen Lächeln, was er mir für einen Vogel kommen lassen sollte? „Einen Auerhahn, Großvater!“ rief ich. „So setz dich,“ antwortete er, „in das Moos und rühre dich nicht,“ und kaum hatte er begonnen, einige gelinde Töne auszustößen, so antwortete ihm ein Vogel in gleicher Tönen erst aus weiter Ferne, dann immer näher, bis der bunte Auerhahn endlich wie ein Pfeil geschossen kam und dicht über unseren Köpfen seine lahenden Laute ausstieß. Dann rief er mir einen Raben herbei, und als ich mich vor dem garstigen Kerl fürchtete, jagte er ihn wieder fort, indem er mit dem Munde den Knall einer Flinte nachmachte. Die größte Freude machte er mir mit einem Finken, welcher sich mit ihm auf einen Weizenfang einließ und uns aus dem Walde bis in das Licht und in unserer Wohnung nachfolgte, wo er noch lange auf dem Apfelbaum vor dem Hause glogte.

Es verzieht sich fast von selbst, daß ein Gebirgsjäger gut zu schießen versteht, doch war der Alte der verwegenste Meister in dieser Kunst. So soll er einst infolge einer übermäßigen Weite mit der Augewäsche auf einige hundert Schritte weit einem Schächer den Stock, auf welchen dieser sich geklüt, hinweggeschossen haben, daß beide — der Schächer unverletzt, der Stock aber zerplittert — ins Gras fielen. Daß er eine Schwärze im Auge herunterstieß, habe ich selbst gesehen. Es war daher kein Wunder, daß die abergläubischen Leute ihn für einen Horenmeister hielten. Jeweilens machte es ihm Freude, sie darin zu bestärken. So ging er einst

bei grauem Morgen von Hause weg zu einer Jagdgesellschaft, welche sich das Stelldichein in irgendeinem fernem Waldwinkel geben wollte. Als er so einsam seinen Weg darauflos ging, fiel es ihm ein, den alten Schuß, welchen er im Mitternacht hatte, auf eine nahe Gartentüre loszubrennen. Der Zufall wollte nun, daß er bei der Jagd selbst die glücklichsten Schüsse getan hatte. Als seine Jagdgenossen auf dem Heimwege um ihn herum darüber schiele Bemerkungen machten, fiel einem ein zu sagen, es würde ihn kaum wundern, wenn Moser mit seinem Gewehr ein Missethater in der Gartentür trafe, welche in der Ferne auf dem Berge über eine Viertelstunde weit zum Vorschein kam und bereits den Schuß vom Morgen trug, was der gute Geselle freilich nicht, desto besser mein Großvater wußte, der mit Lachen den Schuß in die Ferne tat. Es läßt sich denken, welche Augen die Gesellschaft machte, als sie an die Gartentüre kam und den Kernschuß darin stöken sah.

So hatte er einst mit seinem jüngeren Sohne, da dieser noch ein Knabe war, in Schlingen, welche er in die Furche eines Kartoffelstebes gelegt, einige behende Rebhühner gefangen. Der Abend war schon angebrochen, als beide, der Jüngere mit der Jagdbente im Sack, noch eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt an eine Schänke kamen, wo ganz vorzüglicher Waidlederbranntwein vergastet wurde. Diese Schenke lagerte sich besonders bei abbrechender Nacht mit ihren Fenstern, welche lebeselbst von Wärmwärme und Kienholzbeleuchtung flammten, wie ein unentzerrbarer Auerbrache, mit hellen Augen an den Weg und verschlang einen Bauern um den andern, der in die Nähe kam, häufig sogar meinen Großvater. In diesem Abend konnte er dort umso weniger vorüberkommen, je lauter in der Stube und, wie es schien, von Jagdgeschichten gesprochen wurde. Da es damals nicht der Brauch war, Kinder mit in die Schänkstube zu nehmen, so blieb er seinen kleinen Sohn mit den Rebhühnern im Sack auf der Bank vor dem Hause unter den Fenstern auf sein Wiederkommen warten, indem er selbst Kinnung, wo plötzlich bei seinem Erscheinen das Gespräch der anwesenden Gäste stockte. Auf sein Befremden, welches er



Vogtländischer Jäger im Wald

A. Hofmann

darüber zu erkennen gab, entschloß sich endlich der wichtige Gast am Tisch, der Dorfmeister, zu schreiben, wie sie miteinander gestritten, ob er, mein Großvater, wirklich die Nacht über die wilden Tiere habe, daß sie auf seinen Ruf kommen. „Das kommt auf die Zeit und den Wind an. Und, leicht möglich, kann ich Euch noch heute eine Probe davon geben, weiß ich erst, woher die Luft weht.“ Nachdem er mit diesen Worten den Kopf zum Schieberfenster hinausgesteckt und, wie es schien mit der Nacht gefüllter hatte, verdrehte er die Gesellschaft, welcher die Augen im Kopfe groß und Starr zu werden begannen, daß heute nur Rebhühner — „Lebendig?“ — rief der Dorfmeister halb ungläubig, halb entsetzt dazwischen — lebendige Rebhühner, fuhr er unerschütterlich fort, zu haben seien. „Jetzt gleich?“ fragte furchsam der Leinweber am Tischende. „Jetzt gleich!“ war die Antwort. Furchsam stießen sich die Anwesenden mit dem Ellbogen, und der eine und andere machte sich auf seinem Sitz mit angezogenen Füßen locker. „Halt!“ schrie der dicke Mitternachtsplücker, „alles aber ohne schwarze Knall!“ „Alles Natur!“ entgegnete der Gefürchtete, streckte die Hand zum Fenster hinaus und rief: „Aufgeschaut!“ und ein ganz natürliches Nebhuhn schob mit nicht geringerer Angeschwindigkeit in die Stube, als die Gesellschaft vor diesem Aufsetzpunkt aus der Stube, voran der Schneider, dann der Windmüller mit dem Leinweber und über ihn hinausstürzend der dicke Wäcker, hinterdem das schallende Weilscher des lustigen Meisters in der natürlichen Magie.

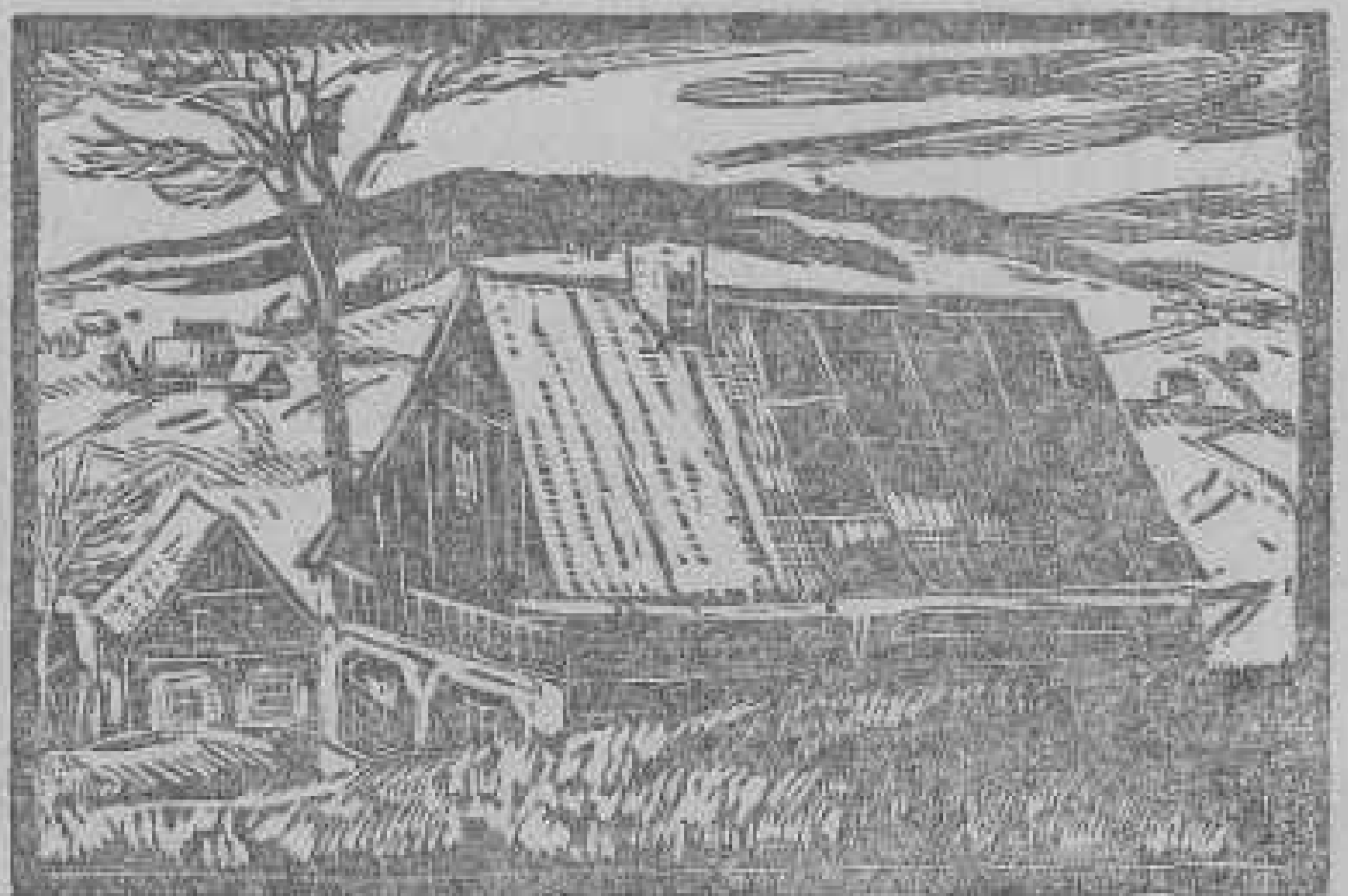
In der vogtländisch-böhmischen Grenze, in einem düstern Tannicht zieht sich aus einem Quellbrunnen ein Wasserfaden durch Moos und Heidelbergesträuch hinunter an das Tal, wo er, mit anderen Wasserfäden verbunden, zu einem reichen Bach angeschwollen, an dem schönen Dorfe Elster vorbeizieht und von ihm seinen Namen annimmt, welchen er zugleich seinen Talgründen schenkt, soweit er an Dörfern, Schlössern und Städten vorübergeht, bis zum Grabe Pontatowskys in Leipzig — und seinem eignen hinter Mieseburg in der Saale. Der immergrüne Tannenwald, in dessen Wurzelarmen die Elster quert ihre hellen Augen aufgeschlagen hat, gibt ihr auf ihrer Wanderschaft in den Niederungen so weit das Licht, als er auf den Hügelketten in ihre Täler herunterströmen kann.

Selbst da, wo die rotende Axt den Wald stundenweit zurückgedrängt hat, verschwindet er nicht ganz aus dem Gesichtskreise, und ehe man es meint, rückt er wieder über die Hügelketten zu seinem geliebten Rinde herunter.

Dadurch kommt es, daß dieses kleine Ländchen, welches in allen Zeiten dem jedesmaligen deutschen Kaiser gemissermaßen als Schuttlengurt, mehr noch aber seinen Vögeln angehörte, größtenteils aus Wald bestanden hat, ehe die treulosse Elster sich zur Holzflöße gebrauchen ließ. Doch ist trotz der vielen Rodungen der Feldbau noch heute im oberen Vogtlande von geringem, von größeren Erlange aber Weizenbau und Viehzucht, und noch immer finden sich Blüthe für die Sägemühle, Harz für die Pechfiederei, Fichtenrinde für die Kuchhülle und auch zartgederter Tannenholz für die Seilgenmacher im oberen Vogtlande. Dennoch gibt es wol-lentange Waldstrecken, in deren düsterem Schatten der Kreuzschnabel sein geheimnisvolles Lied singen kann. Auch findet noch immer dort der Bergmann die reichen Eisenerzgänge in Schöße der Berge für die Hochöfen in Morgenröte und Raufenkrang. — Die Menschen, welche in Berggegenden und an den Quellen der Flüsse wohnen, hegen in sich einen wunderbaren Widerspruch: Daheim plagt sie die Wanderlust und in der Fremde das Heimweh. Das eine kann man durch die Fernsicht von den Bergen hinunter in die Fremde und aus der damit verbundenen Sehnsucht, das Fremde auch kennenzulernen, vielleicht erklären; zeigt doch oben der Zug der Wolken aus den Wäldern hinunter in die Niederungen und unten der wanderlustige Strom den Weg aus den Florten der Täler hinaus. Doch das Heimweh bleibt unerklärlich wie die Wanderlust der Vögel im Herbst und ihre Heimkehr im Frühling.

Die Vogtländer halten es aber nach ihrer Art; sie sind die höchsten Tiroler, nur genügsamer, nur regloser, nur hartnäckiger in Verfolgung ihres Jutes, doch ebenso biedrer, wenn auch derbet.

Gemischt aus deutschem und slawischem Blute, haben sie das Gute



Wohnhaus im Vogtland A. Hofmann

von beiden Arten, wie aus der Kreuzung verschiedener Völker immer ein drittes und vorzüglicheres Geschlecht entsteht, denn die Natur nimmt wenig Rücksicht auf die Idee vom ursprünglichen, unverfälschten Blute; Mesalliance ist eben, was sie will. Daher mag es kommen, daß selbst ein gestülptes Herz, welches daheim den Jungfrauen des Landes glücklich Trost geboten hat, in der Fremde der Liebe anheimfällt.

In dem Worte Sonntag lag von jeher für mich ein unbeschreiblicher Inbegriff aller Wärme. Ich erinnere mich noch, daß ich als Knabe nur eine allgemeine, feichtende Hoffnung, und zwar bloß von einem Sonntage auf den anderen, hegte. Die ganze Woche war für mich ein einziger Tag. Im hellsten und unerfährlichsten Lichte stand mir der Mittwoch als Mittag, der Sonnabend aber als Sonnenuntergang umso deutlicher vor den Augen, je öfter ich an diesem Tage mit meinem Vater hinausginge in das Freie, bis uns die Abendglocke wieder heimrief. Nun dunkelte schon der Sonntag in den blaugelblichen Jungeschritten herunter auf mich.

In heimlicher Freude schlüpfte ich in mein Bett, und unter den herzlichsten Gebeten schlief ich zu den dunkelsten Träumen ein.

Ehe ich es mir versah, quackte der Sonntag leuchtend zum kleinen Kammerfenster herein, zum frohlichen Beten und Singen den Langschläfer aufzuwecken.

Soll ich dir, mein Freund, das heimlich süße Grauen beschreiben, wenn ich wohlgequirt darauf in der Kirche saß, vor Andacht nicht beten konnte; und wie dann neben mir der Choral in mächtigen Akkorden aus der Orgel hervorquoll und durch das Kirchengewölbe hindüber, hinunter und empor brauste, während die Frauen des Dorfes, duftende Sträuße von Federmelken und Glangbänder, worauf zerstückt die weißen Taschentücher zusammengelegt waren, in den Händen, mit süßig niedergeschlagenen Augen zur knurrenden Lär hereinzogen?

In meiner kindlichen Träumerei glaubte ich ernstlich, die vielen Engelsköpfe am Altare müßten nun lebendig sein, mit zum Gesange einstimmen und mit ihren goldenen Flügeln im hellen Strahle der Morgenröte, welche durch die gemalten Kirchenfenster herwindämmerte, zu fliegen anfangen.

Stets saß ich während des Gottesdienstes in einem finsternen Winkel, an die Orgelwand mit dem Ohre hingeklemmt, um das große Donnern der Töne durch alle meine Nerven beben zu lassen. Wie oft habe ich da in mein vorgehaltenes Taschentuch Tränen des heiligsten Entzückens vergossen! O, die Tage meiner Kindheit, daß sie auf ewig dahin find! Sie kommen wieder, aber nur auf der Sahnsleiter des Traumes steigen sie herunter zum seligen Menschenherzen!

Zu der Heimat in der Ferne

Von Julius Moser

Wo auf hohen Tannendrüben, die so dunkel und so grün, droffeln gern vorstehlen liegen, weiß und rot die Amsel blüht: zu der Heimat in der Ferne sag' ich heute noch so gerne.

Wo tief unten aus der Erde Silenz der Bergmann bricht und die Axt spielt am Herde in der kurzen Tageslicht: zu der Heimat in der Ferne sag' ich heute noch so gerne.

Wo so hell die Glocken schallen sonntags früh ins Land hinaus, alle in die Kirche wallen, in der Hand den Blumenstrauß: zu der Heimat in der Ferne sag' ich heute noch so gerne.

Wo im Silber trübter Wellen schaut die Sonne hoch hinein, spielen heimliche Felleiten in der Seelen grünem Schein; zu der Heimat in der Ferne sag' ich heute noch so gerne.

Wo die Hirtenfeder bezaubert durch den Wald die Heide steht, wo mich alle Dörge leimen, drüber hin die Wolke weht: zu der Heimat in der Ferne sag' ich heute noch so gerne.

Doch mein Leib ist nicht zu ändern; steht das Heimweh mich zurück, treibt mich doch nach fremden Ländern unerbittlich das Geschick: zu der Heimat in der Ferne sag' ich heute noch so gerne.

(Aus: „Von Heimat und Heimweh“, ein Julius Moser-Buch von R. A. Fiedler, Deutsche Landbuchhandlung S. m. b. S., Berlin.)

Die Himmelsklüffel läßt am Bach: Mein Herz blüht wie ein Märchen: Auf meines Vaters Schindelbach Das erste Starenpärchen! Nun wird mein Sinn so wandertoll, Nun seh'n' ich mich nach Flügeln. O Berg, wie bist du wünschendoll! Auf meines Vogtlands Hügel!

O Sommernacht, daß ich dich sah, Du süßes Heimatwunder! Vom Felde folgt Kartoffelkraut. Es saß die letzte Weide. Die Hagebutte braunt am Steand, Am Stamm die Vogelbeere. Und festlich noch die Tage glühn Im Klang der späten Sonne. O Kirmestanz zu Ruppertsgrün! O Georginentrommel!

Im Oltetal die Mühle. Vor eines Tönnleins Huldgefallt Knie ich anbetend nieder. Kreuzschnabel im feinkalnen Wald Singt meiner Kindheit Lieder.

So bin ich königlich befehlt Mit meiner Vätererde, Ob ich mich schon draus fortgeschut, Ob ich mich sehnen werde. Ich weiß, der Wicht ich sehe Heim! Ist gar ein süßlich Erde: Daheim, daheim ist doch daheim, Und glaub es, bis ich ferde.

Der reife Roggen atmet warm Am Dorf und Feldbäume. Die Mädchen schlendern Arm in Arm Und singen alle Träume. Es spielen Ziehharmonika Die Burschen im Holunder.

Ein Kleid trägt mit schneeweißem Saum, Demest aus Wintertüfeln, Bei Rodersdorf der Wunderbaum.

(Aus: „Mutterland“ von Kurt Arnold Fiedler, Verlag Eduard Focke, Witten.)

Von der Lauzenspitze zur — Tüllspitze!

Von Kurt Spindler

Trotz seiner durchschnittlichen Höhe von 4—500 Meter erscheint das Vogtland doch als eine Einsattelung, zwischen Erzgebirge einerseits, Frankenwald und Fichtelgebirge andererseits. Wenn daran gelegen ist, von Norddeutschland aus möglichst schnell Wien oder Prag zu erreichen, der wählt entweder den Sächsenweg durch das Elbtal oder den über Plauen-Eger. Zwischen beiden kreuzt keine Hauptlinie das allzu heil nach Süden abfließende Erzgebirge. So wird das Vogtland zum Pashand. Aus gleichem Grunde durchzogen schon in alter Zeit wichtige Straßen die Gegend, Alsenberg und Augsburg, Wien und Prag mit Leipzig und Dresden verbindend. Diese Straßen trafen sich bei Plauen und trennten sich wieder an der Nordgrenze des Vogtlandes, wo jetzt noch die alte Feste Schönfels, die Hüterin der Kaufmannswege, aufragt. Und auf ihnen kamen Menschen und Güter Vorbilder und Anregungen herein, befruchteten den an sich kargen Boden und ketzten seine Menschen an die Ferne.

So wanderten einst Germanen ein, aber der Strom der Völkerwanderung trieb sie wieder weg. Slaven kamen, den Flußläufern folgend. Plauens Name ist slawisch. Die milchweißen Wälder der Hochflächen schenken sie meist. Dann aber legten deutsche Kaiser die Hand auf dieses wichtige Durchgangsland. Sie gaben es nicht als Lehen aus, sondern setzten Vögte ein, um jederzeit Herr über seine Straßen sein zu können. Diese Vögte, nach denen die Landschaft noch heute den Namen führt, sahen anfangs in Weida, später auch in Greiz und Plauen. Ihre Langenreiter gewöhle-leisteten die Sicherheit der Kaufleute. Im Gefolge des Ritters aber kommt langsam auch die höhere Kultur. 974 erklingen die Kirchenglocken zu Weida, um 1080 die zu Reichenbach, 1022 wird die Johanniskirche zu Plauen gegründet. Und nun beginnt die Ausbreitung deutscher Dauern. Es sind Franken, Thüringer und im oberen Vogtland besonders Bayern, weil hier die Sprengel der Bistümer Regensburg und Bamberg noch hereinragen. Die meisten Ortsnamen des Vogtlandes sind deutsch. Enden sie auf schwand, brand, reuth, ruda oder grün, so zeigen sie deutlich, wie damals der Wald die Fluren beherrschte und durch Art und Feuer ausgerodet werden mußte. Noch vor hundert Jahren mußten die Ortsleutka z. B. von Auerbach nicht viel mehr zu sagen, als daß es der Hauptsitz der sächsischen Pechfiederei und des Rauhhandels sei. Als im Mittelalter die Macht der Kaiser sank, wurde das Vogtland ein Spielball der Großen, deren jeder das wichtige Paß-

gebiet gern gehabt hätte. Endlich kam es 1569 an die Wettiner. Daß Krieg und Kriegsnot dabei die Gegend überreich heimsuchten, kann man sich denken. Mit der Lausitz teilte das Vogtland allzeit das Schicksal einer Eingangsporte für feindliche Streitkräfte. In jedem der letzten Jahrhunderte sah es gegnerische Heereszüge. Aber das Ausmaß, das so viel Böses sandte, brachte auch die Rohstoffe, denen das Vogtland seinen Aufschwung verdankt. Aus Capern zunächst (schon im 17. Jahrhundert) kam die Baumwolle und wurde auf Anregung von Leipziger und Nürnberger Kaufleuten

hier zu Schleien, später auch zu Mustein und ähnlichen Stoffen verwoolen. Die südliche Halbkugel liefert die Wolle, nachdem das Land selbst den niedrigen Bedarf nicht mehr decken kann. Tropische Gegenden senden die kostbaren Hüter, die zur Herstellung von Musikinstrumenten gebraucht werden. Auf englische und rheinische Vorbilder geht die Selsniger Teppichweberei zurück. Also überall Einfluß des Auslandes!

Goldene Zeiten hat die Wirtschaft des Vogtlandes bereits hinter sich. Um das Jahr 1800 frömte der Reichtum herein. Ganze Kisten mit Plauerer Waren wurden auf der Leipziger Messe uneröffnet gekauft. Kamen aber politische schwierige Zeiten oder wurde der Weltmarkt etwa Englands und seiner Ma-

schinen zu stark, dann ging der Wohlstand oft rasend schnell zurück. Aber nie erlahmte der Menschengeist. Immer neue Erfindungen brachte der Daseinskampf. Die Handstickerei wurde durch die Schiffmaschinenmaschine und diese wieder durch die sog. Automaten überholt. Plauerer Spitzen erwarben sich als „Saxon Laces“ Ruf in aller Welt. Die um 1800 aufgekommene Tüllspitze bekam in der „Tüllspitze“, und in der gewebten Spitze gefährliche Mitbewerber. Und jede Modeschwankung draußen in der Welt spürt sofort der vogtländische Fabrikant wie der Arbeiter am Getreide.

Was aber den Vogtländer trotzdem so innig an seine Scholle fesselt, ist der glückliche Umstand, daß sich das Land trotz aller Maschinen und sozialen Räte so viel von seinen Reizen bewahrt hat. Wer, von Hof kommend, etwa auf der Neustadt Höhe die Kuppen des mittleren Vogtlandes wie ein erkranktes Wellenmeer sich hingehen sieht, bemerkt wenig von der Unrast, die jetzt die Orte erfüllt. Und wer wollends in die Märchenromantik der Burgsteinruinen, wer in die Tiefen des Schönedor Waldes hineintrauchen durfte, der kommt erfrischt an Leib und Seele wieder heim, gekräftigt für den Kampf mit der nächsten und härteren Gegenwart.



Vogtländischer Bauernhof A. Hofmann